

Onkel Joseph auf Reisen

(Spezialbericht aus der Schweiz)

(Fortsetzung)

Kolonialausstellung. Ich marichiere zur Place de l'Opera, 5 Minuten von Prince Albert, dann Untergrundbahn (Metro) Richtung Porte de Charenton, aussteigen in Porte Dorée, in der Bummelle, eine Station, die eigens für die Ausstellung erbaut worden ist. Die ganze Ausstellungsanlage ist festungsartig eingeschlossen. Eintritt pro Person 12 französische Franken (ungefähr 50 Cents in französischer Währung). Ich durchschreite vorerst das Informationsviertel und gehe dann gleich auf "Africa". Die Schwarzen waren immer meine Freunde. Lebendige schwarze Soldaten bewachen die Zugänge zu den einzelnen Pavillons (Ausstellungsräume). Ich durchquere Madagascar, Französisch Aquatorialafrika, Französisch Nordafrika, Marokko; dann nach Asien: Cambodge, Cochinchina, Anam; dann Ozeanien. Auf Einzelheiten kann ich nicht bei der Menge des Dargebotenen mir schwer besinnen. Aber so viel ist sicher und so viel beweist die Ausstellung zweifellos: in den Kolonien wird gearbeitet, viel mehr und intensiver als im Mutterlande. Die sogenannten Wilden, diese unverbrossenen Naturmenschen, bergen in sich Fähigkeiten des Geistes und des Körpers, die wenn gepflegt und vereint, dem Abendland wieder aufhelfen, es aber auch zertrennen können.

Wenn wir auch nicht vergessen wollen, daß eine Ausstellung meist mehr die schönen Seiten jener Dinge zeigt, für die sie den Besucher begeistern will, so ist es doch großartig, was unverbrossene Arbeit in den Kolonien zutage gebracht hat — und speziell die französischen Kolonien sind unter einer verhältnismäßig vernünftigen Kolonialpolitik mächtig aufgestiegen. Noch vor hundert Jahren Unsicherheit, keine Verkehrswege, äußerste Armut, beständige Kriege unter den Stämmen der Wüste; heute Straßen, Eisenbahnen, Flugzeuglinien, Ausbeutung der überreichen Bodenschätze, Industrie, Handelsbeziehungen zwischen früher verfeindeten Stämmen.

Wenn wir nun fragen, wie speziell Frankreich diesen Kolonialwohlstand fertiggebracht hat, so dürfen wir, ohne Wasser auf unsere Mühlen leiten zu müssen, ruhig behaupten: Ein Hauptverdienst genießt den katholischen Missionen. Es ist auffallend: In Frankreich sind die „großen Zivilisten“, gemeint Politiker, dreibeinlig ungläubig, die großen Militärs aber kerngläubig, so hoch, Casteleau, der Pretone Bekanntheit. Ähnlich scheint in den Kolonien zu sein. Wir brauchen nur das Buch vom Bistum

heiligen Charles de Foucauld, geschrieben von Rene Bazin, zu lesen, um uns davon zu überzeugen. In den französischen Kolonien läßt sich ein erfreuliches Zusammenarbeiten von Kirche und Staat, von Missionär und Militär beobachten. Dieser glücklichen Zusammenarbeit ist das Aufblühen der Kolonien in bedeutenden Maße zu verdanken. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn ein Militär als Präsident an der Spitze des Organisationskomitees für die Ausstellung katholischer Missionen steht: der ehemalige Minister und jetzige Vizemarschall Lacaze; wieder nicht zu verwundern, daß die Idee, den katholischen Missionen ein Stück des Ausstellungsgeländes zur Verfügung zu stellen, noch einmal von einem Militär kommt: Marschall Lyautey, der im oben erwähnten Buch von Rene Bazin mehrmals erwähnt ist. „Die Kolonialausstellung wäre unvollständig“, schreibt Vizemarschall Lacaze in seinem Aufrufe des Organisationskomitees, „wenn sie von der bildenden, veredelnden und menschenveredelnden Arbeit des Missionärs nicht Zeugnis ablegen würde.“ Das katholische Frankreich hat diesen Anteil mit seinen Spenden so großzügig beigesteuert, daß der Pavillon der katholischen Missionen in seinem Innern und Außen so den schönsten der ganzen Ausstellung gerechnet werden darf. Vom Morgen bis zum Abend durchströmt ihn eine solche Menschenmenge, daß ein eigener Ordnungsdienst nötig geworden ist.

Die erste Ueberraschung erleidet man beim Eintritt: ein riesengroßer Altar mit Tabernakel und Kreuzen und Monstranz, eine wahre Kirche, wo die Besucher an Sonntagen beizubehalten haben, der hl. Messe beiwohnen. Eine Kirche, die nach Schluß der Ausstellung abgetragen und in einem Bezirk der Bummelle neu wieder errichtet werden. Der Altar im Mittelpunkt der ganzen Missionsausstellung, von wo aus die hl. Eucharistie das Seelenheil ins Weidenland hineinragt, wie Kardinal Verdier in seinem Schreiben für die Missionsausstellung sagt, ist etwas ganz Bedeutendes. Der Altar ist der Mittelpunkt aller Missionsarbeit, und von ihm aus können wir nun das ganze Leben des Missionärs und seiner Helfer verfolgen: Der Missionär der verschiedenen Kongregationen bei der Gründung der ersten Ansiedlung, beim Unterrichte der Jugend, in Audienz beim Stammeschiefen, auf seinen Reisen durch die Wälder mit Urwald und reiser seiner Kirche, der die Sakramente

des Heiles spendet; der Missionär endlich am Ende seiner Tage, Hände, Füße und Gesicht vom Ausgange zerfressen, sterbend noch gehegt und gepflegt von seinen Helferinnen, den Missionsschwestern, geschnitten mit dem Bande der Ehrenlegion. Diese letzte Gruppe ist wahrhaft erhabend und ergreifend. Wenn schon in der ganzen Ausstellung das Reden der Besucher sich nicht über ein Gemurmel erhebt, so verstummt es hier ganz. Es ist mir unbegreiflich, wie eine der bedeutendsten und führendsten Schweizer Zeitungen sich ausdrücken konnte, das protestantische Missionsspavillon gehe noch an, das katholische sei etwas wie Kitsch.

Der Missionsausstellung gegenüber erhebt sich der Tempel von Angkor. Ein ungeheuer hohes und breites Tempelgebäude, das uns nach Cambodge (Indochina) verlegt und in fast allen Illustrationen wiedergegeben worden ist. Die Nachbildung ist mit einer Art gefährlichen Karton ausgeführt und zwar in den Originalmaßen: ein Quadrat von 70 Meter Seitenlänge, 5 Türme von 15 bis 55 Meter Höhe, eine Unzahl von Galerien und Nischen; unter dem Hauptturm ein Raum, der dem Heiligtum, der Wohnung des Gottes entspricht; das Ganze ein Meisterstück der Architektur. Der Bau birgt in seinem Innern eine Ausstellung für sich, die aber den Charakter und eigentlichen Zweck des Gebäudes ganz verfallen läßt. — Und was soll mit dem Kolosse geschehen, wenn die Ausstellung zu Ende ist? — Er ist bereits einer Filmgesellschaft mit einer Million Franken verkauft. Die wird ihn in Brand setzen und filmen.

Die Magenfrage habe ich unter schätzigen Rufen bei „Robinson Crusoe“ auf dem Ausstellungsgelände gelöst. Lautsprecher lockten auf französisch, englisch und deutsch zu den größten „kulinarischen Attraktionen“, d. h. zu den denkbar würdevollsten Feinschmeckereien. A-ber da bin ich hereingefallen. Nicht einmal Robinsons Küche auf der fernen Felseninsel hätte mit ihrer arabischen primitiven Einrichtung mit solchen Dingen viel Aufsehens machen dürfen.

Daß man für Zerstreung und Abspannung der Besucher sorgt, versteht sich eigentlich. Denn dieses beständige Wandern und Schauen läßt Kopf und Beine gleichermaßen. Nur entsprachen die Programme. Die auf der Insel des Lac Dammesnil abgewickelt wurden, mehr hauptsächlich als kolonial. So trottete ich wieder zu „Prince Albert“ zurück, der einfach ein feiner, sauber und schneidig geführter Gasthof ist. (Fortsetzung folgt)

Wenn ihr Christen das Gebot „Liebet einander“ wirklich zu befolgen verstehtet, dann könntet ihr wohl die soziale Frage lösen!
Präsident Clemenceau

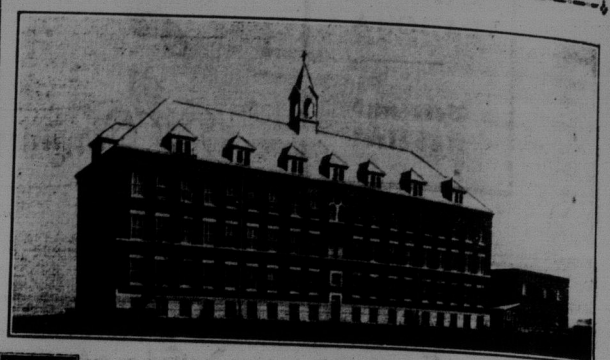
Gemeinnütziges

Um guten Tee zu bereiten

Die Vereinigung für die Teekultur in Niederländisch-Indien empfiehlt folgende Regeln zur Beachtung:

1. Gebrauche stets frisch kochendes Wasser. Wasser, das lange gekocht hat, verliert seine Kraft und gibt dem Tee unangenehmen muffigen Geschmack.
2. Spüle die Teekanne vor der Zubereitung mit kochendem Wasser aus. Dies, um zu verhindern, daß das kochende Wasser, womit der Tee angerichtet werden soll, infolge der kalten Stenue zuviel abgekühlt wird. Eine Teekanne aus Porzellan oder eine irdene ist einer metallenen vorzuziehen.
3. Nimm zur Zubereitung ein Köffchen Tee pro Person und ein Köffchen für die Stenue selbst. Diese Menge genügt für zwei bis drei Tassen pro Person.
4. Siehe frisch kochendes Wasser auf und lasse den Tee fünf bis zehn Minuten ziehen. Tee, der lange gezogen hat, bekommt einen bitteren Geschmack.
5. Lasse den Tee unter dem Teekanne ziehen. Muß der Tee lange warm gehalten werden, so gieße man ihn in eine andere Teekanne ab, die auf gewöhnliche Weise warm (nicht kochend) gehalten werden kann.
6. Muß der Tee verdünnt werden, so gebrauche warmes Wasser und nicht viel Milch. Der eingeschenkete Tee muß eine goldgelbe bis hellbraune Farbe aufweisen. Je feiner die Teesorte, desto heller der Tee. Schlechte Teesorten sind zu vermeiden. Um schlechte Teesorten zu vermeiden, ziehe den Tee in einem sogenannten „Teegläse“ oder in einem Säckchen von feinem Jutesack in die Stenue zu geben, welches nach Ablauf des Ziehens entfernt wird. Bei diesem Verfahren ist es auch ausgeschlossen, daß Teesäckchen in den Tassen zurückbleiben.
7. Es ist nicht ratsam, auf einmal abgezogenen Tee auf neue kochendes Wasser zuzugießen und dadurch einen zweiten Aufguss zu bereiten. Von Aroma und Geschmack wird dann wenig übrig bleiben, während die Gerbstoffe sich stärker geltend machen.
8. Obwohl nicht empfehlenswert, so kann man nötigenfalls doch, wenn man unvorhergesehen eine größere Anzahl Tassen zu füllen hat, wie gewöhnlich, eine doppelte Menge Tee in die Stenue tun. Man füllt dann die Tassen zur Hälfte aus der Teekanne und ergänzt dieselben weiter mit heißem Wasser. Der beste Tee wird durch fehlerhafte Zubereitung verdorben.

Die Schule mit Familiengeist



Das St. Peters - Kollegium verfolgt den Zweck, die sittlich-religiöse Erziehung des Elternhauses gerade in den entscheidenden Jahren sorgfältig weiter zu pflegen und zu vertiefen, und die Söhne in theoretischen Kenntnissen und praktischer Fertigkeit auszubilden und für das Leben tüchtig zu machen. Besondere Aufmerksamkeit wird der Erziehung zu Pflichten und Ordnungssinn und überhaupt der Entwicklung der Charakter- und Berufsbildung zugewendet.

Es ist ja nicht nur das Erlernen von theoretischen und praktischen Kenntnissen, was die Pensionatsbildung empfehlenswert macht, sondern hauptsächlich die Pensionats - Erziehung. Diese ist von unermesslichem Werte. Das schön geregelte, sorglose Leben mit seiner weichen Abwechslung von ernster Arbeit und fröhlicher Erholung, und mit der regen religiösen Betätigung und Unterweisung ist die nachteiligste Wirkung auf die Studenten aus, ebenso das familiäre Zusammenleben mit den Professoren und Mitzöglingen. Auch ist durch Sport aller Art für die Gesundheit und das körperliche Wohlergehen der Studenten vollumfänglich gesorgt, denn Sport wirkt nicht nur wohltuend auf das leibliche Wohlbefinden ein, sondern auch auf Herz und Gemüt der Studenten, auf körperliches und seelisches Wohlbefinden.

Es gibt wenige Dinge, die junge Leute zu einem besseren christlich-demokratischen Geist erziehen, als ein Pensionat. Es verleiht kein Unterricht wegen Reichtum oder sozialer Stellung, Nationalität oder dergleichen. Alle stehen auf gemeinsamen Grunde.

In einem katholischen Pensionat gibt es immer Gelegenheiten sich zu üben in gemeinsamer Arbeit, in Selbstbeherrschung, Nächstenliebe und gegenseitiger Gefälligkeit. Zugleich herrscht lobwürdiger und anregender Wettbewerb.

Die Patres, die ja als Ordensleute persönlich keinen irdischen, geldlichen Lohn erhalten und erwarten, tun als Lehrer und Erzieher alles, was in ihren Kräften liegt, um in den ihnen anvertrauten Söhnen frommen, häuslichen Familiensinn zu pflegen und sie im Hinblick auf die Ansprüche des Lebens und die Gefahren unserer ungemessenen Zeit zu erziehen, charakterfesten, gebildeten Männern und tüchtigen und tätigen Christen heranzubilden. So ist die Pensionatszeit für die jungen Leute nicht nur die schönste und glücklichste Zeit, sondern auch von nachhaltigster Wirkung für das ganze Leben.

In Erziehung und Unterricht wird die bewährte Methode des 1909 Jahre alten Benediktinerordens befolgt. Das St. Peters - Kollegium bietet auch den Vorteil einer kleineren Zahl von Zöglingen 70 bis 80, welche es ermöglicht, den einzelnen die ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten entsprechende individuelle Behandlung zukommen zu lassen.

Das Schuljahr 1931-1932 beginnt am 16. September. Jede weitere Auskunft über Kurse usw. erteilt bereitwilligst
Der Registrar
St. Peter's College, Muenster, Sask.

Unterstützt die katholische Presse!

Hand und Ring.

Von A. K. Green.

(Fortsetzung)

Sie ließ sich jedoch nicht beirren, trat in das Zimmer, schloß die Tür wieder hinter sich, und jetzt standen die beiden einander gegenüber. In Orkutt's wilden Augen glühten Liebe und Zorn. Sie hier? rief er mit heiserer Stimme. Was wollen Sie noch von mir, Unglückselige, nach dem was Sie heute getan? War es nicht genug, daß Sie seit Wochen und Monaten mit meiner Liebe, meinem Glanz ein erbärmliches Spiel getrieben haben? Wussten Sie auch noch in der letzten Stunde gegen mich aufstehen und meinen Ruf in den Augen der Welt vernichten? Was brachte Sie zu der wahnwitzigen Aussage, daß Sie selbst das Verbrechen begangen hätten, um dessen willen Ihr Weibster vor Gericht stand? Ist das der Lohn für die Singabe und Opferwilligkeit, mit der ich alles versucht habe, um den Menschen zu retten und Ihre Hand zu gewinnen?

Ein heftiger Vorwurf erschütterte sie nicht. Jede Frau hätte an meiner Stelle ebenso gehandelt und in der äußersten Not die Wahrheit eingestanden, sagte sie ruhig.

Orkutt brach in verächtliches Lachen aus.

Die Wahrheit — rief er. Sind Sie von Sinnen? Wollen Sie auch mich gegenüber das rotierende Spielzeug sein? — Sie sind so unerschuldlich an dem Verbrechen, wie ein neugeborenes Kind; in unerbittlicher Verblendung haben Sie den tödlichen Schritt getan, als meine Liebe zum Scheitern gemacht und mein Glück zerstört.

Lassen Sie uns nicht streiten über das, was ich getan habe, und was nicht mehr zu ändern ist, erwiderte sie. Ich habe mich selbst zugrunde gerichtet, aber das ist jetzt völlig nebensächlich; was mich einzig und allein befammert ist, daß ich durch mein Opfer Ihre Rippen beben, und Sie retten können.

Und an mich, an meine Leiden denken Sie nicht, Zmogen?

Wer vor der Welt entehrt da steht, wie ich, darf den Blick nicht mehr zu Ihnen erheben; es wäre eine Verleumdung für Ihren Ruf, Ihre Stellung.

Ja, sie hatte recht; Orkutt mußte es sich eingestehen. Vor der Welt waren sie auf ewig getrennt, eine unübersteigliche Kluft gähnte zwischen ihnen. Von Unruhe und Schmerz gepeinigt, durchmaß er das Zimmer mit solchen Schritten.

Als er zu ihr zurückkam, war es nicht mehr der unglückliche Lieb-

haber, sondern der Anwalt, welcher sprach.

Was hat Sie veranlaßt, Zmogen, fragte er, ein so entsetzliches Mittel zu wählen? Hatten Sie denn alles Vertrauen zu mir verloren? Als versprach Ihnen doch der Mann vor dem Schicksal zu retten, das ihn bedrohte!

Das Ungewöhnliche können auch Sie nicht vollbringen, war die Antwort; ich wußte, daß Craik verlor, wenn ich vor Gericht verurteilt sei, wenn ich vor Gericht das Zeugnis ablegte, das Herr Ferris von mir forderte.

So bekennen Sie also, daß Ihre Aussage falsch war, rief er schnell, die Wölfe benützend, die sie sich unbedachtlich gegeben hatte.

Sie haben Ihre Selbstanklage erfinden, um nicht zu Aussagen gezwungen zu werden, die dem Gefangenen vererblich sein müßten? Ihre Rippen beben, und sie wechelt die Farbe.

Warum soll ich es Ihnen länger verbergen? sagte sie; ja, ich habe mich für schuldig bekannt, um Craik Mansell nicht durch mein Zeugnis zu verdammen. Ich hatte so viel gelitten, daß ich zum äußersten entschlossen war, um ihn dem Verbängnis zu entreißen, das ich selbst über ihn heraufbeschworen. Ich vergaß, daß die Lüge nicht vor Gott bestehen kann.

So bereuen Sie also, daß Sie durch Ihre falschen Zeugnis mein Glück zerstört haben?

Ich bereue, daß ich nicht auf Gott vertraute und die Wahrheit sprach.

Bei den einfachen Worten, die aus aufrichtigem Herzen kamen, schrak Orkutt zurück.

Leider kommt diese Erkenntnis zu spät, sagte er spöttisch.

Sie ist die Folge von Aufschließen, die mir jetzt geworden sind. Ich habe mich überzeugt, daß es unmöglich gewesen wäre, meine Behauptung aufrecht zu erhalten, und daß mein Verbrechen, Mansell zu retten, selbstmörderische Torheit war.

Nur des Zwedes eingedenk, der sie noch zu später Nachtstunde hergeführt, trat Zmogen näher an den Rechtsanwalt heran. Sie hatte guten Grund, an Mansells Schuld zu glauben, sagte sie eifrig; nicht nur, daß alle Tatsachen, die vor Gericht enthüllt wurden, gegen ihn zeugten; ich selbst hatte ihn mit eigenen Augen in wilder Eile von Frau Clemens' Ohnmacht entfliehen sehen, um die Zeit, als Orkutt dort gefangen war.

Orkutt rief sie ungläubig an. Unmöglich murmelte er.

Ich sah ihn, fuhr sie fort, durch das Fernrohr in Professor Darlings Sternwarte, das auf die Stadt zu gerichtet war; ich hatte zuvor nach der Turmuhr geschaut; es war genau fünf Minuten vor zwölf.

Und gerade in dem Moment sah ich Sie durch das Fernrohr, das Sie selbst auf jenen Punkt gerichtet hatten? Das ist ungläubig, wunderbar! Orkutt wandte sich ab, trat an den Kamin und stieß mit dem Fuß nach den ver-

lohten Holzstücken, die in der Asche lagen. Man wäre fast versucht, an Gott und sein Walten zu glauben, hörte ihn Zmogen zwischen den Zähnen murmeln.

Sie fuhr zusammen, wie von einem Schlage getroffen. Leugnen Sie Gottes Dasein? fragte sie mit bleichen Lippen und angewollter Gebärde. O, seine Gerichte sind schwer und furchtbar. Er fordert Blut für Blut, er stürzt den Schuldligen in den verdienten Tod.

Wollte er mir nur gnädig sein und mein Opfer annehmen, wie gerne gäbe ich mein Leben hin, das für mich kein Wert mehr hat, könnte ich dadurch den Geliebten retten.

Mansell und immer wieder Mansell, rief Orkutt mit ausbrechendem Zorn. Das geht zu weit, Zmogen. Geben Sie endlich diese endlose Leidenschaft für einen Mann auf, der Sie nicht mehr liebt, der —

Er lachte höhnisch auf. Sie haben solche Rücksichten um mich verdient, das muß ich sagen, rief er; dann fuhr er ruhiger fort: Hat Sie kein anderer Grund heute nacht hierher geführt, als der, mir diese seltsame Geschichte zu erzählen?

Sie blickte zu Boden. Herr Ferris, sagte sie, bestand darauf, ich solle vor Gericht bezeugen, daß ich den Angeklagten vom Hause seiner Tante hatte entfliehen sehen; ich vermochte das nicht, es hätte ihm das Leben gekostet. — Zu

Zmogen trieb mich ein anderer Zweck; ich wollte Ihnen mitteilen, wie schändlich ich betrogen worden bin. Man hat mich glauben machen, daß Craik Mansell selbst mir gegenüber seine Schuld eingestanden habe und sich nur auf die Verteidigung verlasse, um der Strafe zu entgehen.

Voll Entrüstung erzählte ihm hierauf Zmogen, welche Täuschung der Detektiv erforschen hatte, um ihr das Geheimnis zu entlocken. Aber Orkutt hörte ihr teilnahmslos zu; was sie berichtete, erwiderte ihm nicht, schien ihm überhaupt kaum einen Eindruck zu machen. Mit Schreden ward Zmogen inne, daß sich eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen erhoben hatte, seit er die Hoffnung aufgegeben, sie zu seinem Weibe zu machen. Was sollte daraus werden?

Haben Sie denn alles Interesse an Ihrem Klienten verloren? Hoffen und wünschen Sie nicht mehr, ihn freigesprochen zu sehen? fragte sie vorwurfsvoll.

Mein Klient hat seine Sache selbst in die Hand genommen, war die erbitterte Antwort. Es wäre anmaßend, wollte ich mich noch ferner zu seinen Gunsten bemühen.

So verlassen Sie ihn in seiner äußersten Not?

Zu Gegenteil, Mansell hat mich in Stich gelassen. Das war nicht zu leugnen; um Ihre Weibster hat er die Ver-

teidigung Zmogen's seines Anwalts. Sie lenkte sich um. Es ist schwer, fuhr Orkutt mit welcher Entschiedenheit vorzutreten, leicht läßt Herr der Täuschung, ist nicht worden, ist vielleicht zeigen, wenn zu Milde, schritt willig, er geübt hat. Es soll sein, so we, verachtung nicht h, verlangen Sie n, konnte mich wohl, ner für den Ge, bes zu kämpfen, geschädigt hat? — Sie hatte so hart, die Entsch, zu Boden schme, Behe mir, m, glauben Sie also, sonit werden S, los seinem S, wäre Jönen je, ich gekommen, w, fuhr, daß er sich, Verbrechen beka, den nicht um m, Ihre Pflicht ab, lassen und die, zlegen.

Orkutt warf seinen Blick zu, hobte er. Sie fert, selbst Ihr, gefert, für den, für den Wörder